

Aus dem Leben einer Ziegeleiarbeiterfamilie

Autor(en): **Schmid, Heinz A.**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Frick - Gestern und Heute**

Band (Jahr): **5 (1994)**

PDF erstellt am: **17.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-955017>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Aus dem Leben einer Ziegeleiarbeiterfamilie

Erinnerungen von Alfons Schmid

Während Jahrhunderten litt das vorderösterreichische Fricktal an seiner exponierten Lage als Grenzland und wurde 1803 ein wirtschaftlich schwaches Glied des neuen Kantons Aargau. Der wachsenden Bevölkerung fehlte die Existenzgrundlage, weil es ausserhalb der Landwirtschaft und des Kleingewerbes fast keine Arbeitsplätze gab. Vielen blieb deshalb nur die Auswanderung, die in den «Armen-schüben» nach Amerika von 1851 und 1854 ihren Höhepunkt erreichte (siehe «FRICK – Gestern und Heute» Nr. 1, 1985). In dieser Zeit gewann der Berufsstand der Ziegler an Bedeutung, weil die brandgefährdeten Strohdächer auch auf dem Land allmählich durch Ziegel und die Bruchstein-mauern durch Backsteine verdrängt wurden. Der 1993 verstorbene Alfons Schmid hat die Entwicklung der Ziegelei in der dritten Arbeitergeneration miterlebt und seinem Sohn auf Fragen nach den Lebensumständen einer Arbeiterfamilie Auskunft gegeben.

Was weisst Du noch über die Berufstätigkeit Deines Grossvaters, des Zieglers Josef Anton Schmid? Auch seine jüngeren Brüder Karl Friedrich, Johann und August sind ja in den Zivilstandsregistern als Ziegler bezeichnet.

Wo sie das Zieglerhandwerk erlernt und anfänglich ausgeübt haben, ist mir nicht bekannt. Von meinem Grossvater, 1851 geboren und 1939 als ältester Fricker gestorben, weiss ich aber, dass er als junger Mann in Säckingen gearbeitet hat. Dort gab es im «Hammer» Fabriken, in denen viele Frick-taler Verdienst fanden. Dieser Arbeitsplatz bedingte allerdings einen täglichen Fussmarsch von 16 Kilometern! In Säckingen lernte er seine Frau Ida kennen, die Tochter des Spenglers Richard Gasser aus Zeiningen. 1881 übersiedelte mein Grossvater zusammen mit seinem Bruder Johann nach Zeiningen, um eine eigene Ziegelei zu betreiben. Offensichtlich geriet er, wie die meisten Kleinunternehmer dieser Branche, in finanzielle Schwierigkeiten und

kehrte drei Jahre später mit der Familie nach Frick zurück. Er arbeitete dann in der Ziegelei Suter an der Bahnhofstrasse und später in der heutigen Ziegelei, wo er weiterhin Handsteine und Nasenziegel fertigte. Die qualitativ hochwertigen Handsteine waren hart wie Eisen und mussten extremen Belastungen in Feuerherden, Öfen und Kaminen standhalten. Sie wurden in strenger Arbeit handgeklopft und aus «Lütter» hergestellt. So nannte man den verwendeten Rohstoff aus ungebranntem Bruch, der bei Rissbildung schon in der Trocknerei ausgesondert, mit einem Karst zerschlagen und in genässtem Zustand mit Steinsand aus der Kugelmühle vermengt wurde. Der Ziegler legte einen Holzrahmen auf ein Brett, bestrich den Rand mit Sand, um ihn

Abb. 1
Der Ziegler Josef
Anton Schmid
(1851–1939)
mit seiner Frau
Ida (1857–1936)
und den Kindern
Ida (1890–1965),
Emil (1883–1970),
Josef (1895–1962)
und Elise
(1887–1975)



nachher wieder abheben zu können, und klopfte die Lehm-
masse von Hand gleichmässig breit, bis sie die Form aus-
füllte. Der Stein oder Ziegel blieb auf dem Brett und wurde
zum Trocknen in ein Holzgestell geschoben, bis man ihn
brennen konnte. Ich habe noch solche Gestelle im Schopf
der ehemaligen Ziegelei Suter an der Bahnhofstrasse gese-
hen. Mein Vater erzählte mir, dass er mit seinen Geschwi-
stern nach der Schule dort gelegentlich mithelfen musste.

Was hatte Dein Vater Josef Schmid für eine Funktion?

Er hatte als Brenner eine sehr verantwortungsvolle Auf-
gabe, denn wenn er versagte, war die ganze zuvor geleistete
Arbeit zerstört. Der Brenner verfügte wohl über einige
technische Hilfsmittel, musste die Hitze aber je nach Brenn-
gut mit viel Fingerspitzengefühl dosieren. Seine Arbeit war



Abb. 2
Josef Schmid
(rechts) mit seinen
Brennerkollegen
Pianci und Herzog

2

vor allem im Winter sehr ungesund, weil er grossen Tempe-
raturschwankungen ausgesetzt war, wenn er schwitzend in
der Kälte Kohlennachschub holen musste. Weil der Ofen
nie abgestellt werden durfte, mussten die Brenner drei-
schichtig arbeiten und hatten nur jeden dritten Sonntag frei.
Die Sonntagsschicht dauerte 12 Stunden. Wie gut sich mein
Vater tagsüber neben der Kinderschar von der Nacht-
schicht erholen konnte, kann man sich wohl leicht vorstel-
len. Er war ein gesundheitlich ruinierter Mann, als er das
Pensionsalter erreichte.

*Du bist dann in die Fussstapfen der Vorfahren getreten. War
die Ziegeleiarbeit Dein Traumjob?*

Nein, beileibe nicht. Ich wäre gern Büchsenmacher gewor-
den, weil mich das Schiessen schon zur Schulzeit faszinierte.
Das war natürlich ausgeschlossen. Mein Vater fand dann
aber in der Bally-Schuhfabrik im Oberdorf, der damals
neben der Ziegelei zweitgrössten Fricker Arbeitgeberin,
eine Lehrstelle als Zuschneider für mich. Zwischen Schul-
entlassung und Lehrbeginn lagen vier Wochen, die es nutz-
bringend auszufüllen galt; schliesslich mussten meine
Eltern damals bereits eine zehnköpfige Kinderschar ernäh-
ren. Betriebsleiter Gresslin, meinem Vater als zuverlässi-
gem Brenner wohlgesinnt, ermöglichte mir einen Zwi-
schenverdienst in der Ziegelei. So machte ich mich am
25. April 1932 – meinem 15. Geburtstag – erstmals auf
den Weg zur Arbeit. Ich erinnere mich genau, dass ich als
Znüni zwei Scheiben Brot mit gebackenen Krebsen dazwi-
schen mitnahm. In unseren Bächen gab es damals Krebse
in grosser Zahl. Vor dem Heimweg rieb ich meine Schuhe
noch schnell im roten Ziegelsand. Nun konnten alle Leute
sehen, dass ich einen Arbeitsplatz hatte, denn das war in den
dreissiger Jahren keine Selbstverständlichkeit. Betriebslei-
ter Gresslin zeigte sich zufrieden mit meinem Einsatzwillen
und sorgte dafür, dass mein Stundenlohn schon nach dem

ersten Zahltag von 45 auf 55 Rappen erhöht wurde. Zu Hause war ein zweiter Verdienst hochwillkommen, und so ergab es sich, dass aus den geplanten 4 Wochen schliesslich 50 Jahre Ziegeleiarbeit wurden.

Was waren Deine Aufgaben in der Ziegelei?

Es gibt keinen Arbeitsplatz von der Grube bis zum Verlad der Fertigprodukte, den ich nie zumindest aushilfsweise versehen hätte. Die ersten Jahre war ich in der «Frickerdecke» eingesetzt. Frickerdecke nannte man die im Betrieb entwickelten Tragelemente, die als Vorläufer der heutigen «Stahlton-Decken» bezeichnet werden können. Schlechtes Brenngut, das mein Onkel Emil als Sortierer am Ende des Ofens aussonderte, wurde in der Kugelmühle – einer Art Steinbrecher – zu Ziegelmehl verarbeitet und diente unter Beimischung von Zement als Rohmaterial für dieses Pro-

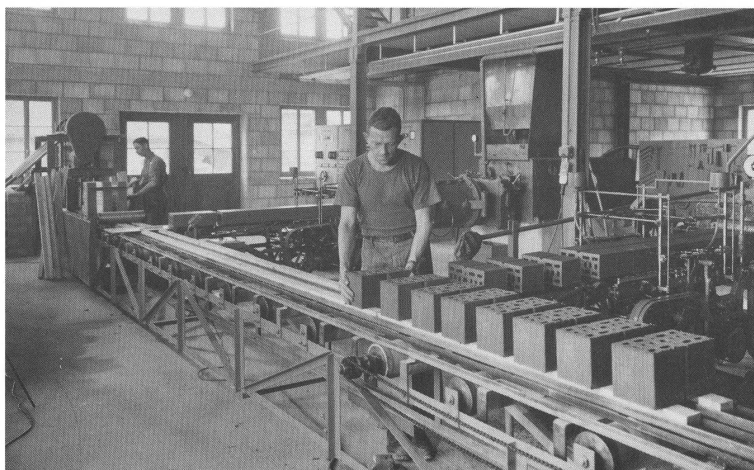
dukt. Anfänglich mussten wir auch von Hand Eisenbahnwagen mit Kohle und Zementsäcken ausladen. Diese anstrengende Arbeit erledigten wir des Zuschlags wegen im Akkord. Umgekehrt mussten die Fertigprodukte unter Leitung des Verladmeisters Emil Schmid, eines Cousins meines Vaters, von der Rampe aus in Güterwagen verfrachtet und dann zum Bahnhof gestossen werden. Manchmal war ich auch in der Grube eingesetzt, wo bis zu 30 Leute in mühsamer Handarbeit Rollwagen beluden und mit Seilwinden den Schienenstrang hinaufzogen, bis der erste Dampfbagger Erleichterung brachte. Ich erinnere mich genau, dass schon damals riesige Knochen zutage gefördert wurden. Wir wünschten uns nämlich die sie einstmals umhüllenden Fleischberge zwischen unsere dünnen Znü nibrote. Als willkommene Abwechslung schätzte ich das jährliche Kir-

Abb. 3
Verschnaufpause
in luftiger Höhe
im Jahre 1939

Abb. 4
Alfons Schmid
am Arbeitsplatz
im neuen Werk III



3



4

schenpflücken. Das Dachziegelwerk besass nämlich etwa 80 Hochstammbäume. Direktor Heinrich Roth verlangte, dass stets Ersatz gepflanzt wurde, wenn Bäume der Ausdehnung des Grubenareals zum Opfer fielen. Jeden Abend wurden Tafelkirschen in Körbchen per Post und Bahn an Geschäftsfreunde verschickt. Die übrigen Früchte wurden in riesigen Fässern im Keller unter der Keramik-Abteilung gelagert und ergaben in gebrannter Form beliebte Neujahrgeschenke für Kunden. Einige Jahre war ich dann an der Ziegelpresse tätig, bis ich zunehmend auch abwesende Werkmeister vertreten musste und zuletzt für die neue Preton-Fertigungsstelle verantwortlich war.

Waren die Arbeiter gewerkschaftlich organisiert?

Als ich ins Dachziegelwerk eintrat, gab es erst eine Vorläuferorganisation, die sich für die Interessen der Arbeiterschaft einsetzte. Ich wurde sehr früh Mitglied dieser Arbeiterkommission, weil ich mir als junger, leistungsstarker

Abb. 5
Abendessen am
Winterschiessen
1954/55
des Ziegelei-
Sportschützen-
vereins, natürlich
mit Preisen aus
der betriebseigenen
Keramik-Abteilung



5

Arbeiter erlauben konnte, meine Meinung offen zu vertreten und Forderungen zu stellen. Wir kämpften damals in harten Verhandlungen mit der Geschäftsleitung um bessere Arbeitsbedingungen. Die Arbeiterschaft befürwortete unsere Anstrengungen, verhielt sich aber anfänglich sehr zurückhaltend. Mancher arme Familienvater wollte seinen schlecht bezahlten Arbeitsplatz nicht riskieren, weil es keine Alternative gab. Wer sich in den dreissiger Jahren beklagte, erhielt den Bescheid, dass er morgen ohne weiteres zu Hause bleiben könne, weil viele andere seinen Platz gern einnehmen würden. Das war tatsächlich so, und es lag natürlich wegen des Lohnniveaus keineswegs im Interesse des Unternehmens, dass andere Arbeitsplätze angesiedelt wurden. Ich will die Geschäftsleitung damit nicht in ein schlechtes Licht rücken, denn auch sie hatte ihre Probleme und handelte nach damaligem Zeitgeist. Ich erinnere mich beispielsweise dankbar an Weihnachtsfeiern für die Familien, die im Hotel Bahnhof stattfanden und dank den guten Beziehungen von Direktor Roth zum Stadttheater Basel kulturell hochstehende Veranstaltungen waren. Keine Selbstverständlichkeit war auch die stets wohlwollende Haltung gegenüber unserem betriebseigenen Sportschützenverein.

Später hast Du Dich von der Gewerkschaftsbewegung zurückgezogen. Weshalb?

Ich habe mich früh für den sozialen Schutz der Arbeiter eingesetzt und für die Gewerkschaft geworben. Die Gründer mussten sich ihre Beiträge zum Aufbau der Sozialwerke bei kargem Lohn sprichwörtlich am Mund absparen. Mit Beginn der Hochkonjunktur wurden leider mehr und mehr Leute – vor allem Ausländer – eingestellt, die diese Einrichtungen schamlos ausnützten. Einige von ihnen liessen sich möglichst lange krankschreiben für Verletzungen und angebliche Leiden, die unsereinen nicht einmal zu einem

Arbeitsunterbruch veranlasst hätten. Mit der Tolerierung dieses Verhaltens wurde die Arbeitsmoral untergraben. Da mussten sich pflichtbewusste Mitarbeiter der älteren Garde, die mit harter körperlicher Arbeit zum Aufbau der Firma beigetragen hatten, schon betrogen vorkommen.

Wie war die Situation während der Krisenjahre und der Arbeitslosigkeit?

Als sich das Lager der unverkäuflichen Fertigprodukte vergrösserte, erkannte natürlich auch die Arbeiterschaft die schwierige wirtschaftliche Lage des Unternehmens und zeigte Verständnis dafür. Wir konnten dann phasenweise nur noch halbtags oder gar nicht arbeiten. Mit den Arbeitslosen sprang die Gemeinde wenig zimperlich um. Man musste anfänglich für eine sehr geringe Entschädigung täglich zweimal stempeln, und zwar mitten im Vormittag und mitten im Nachmittag. So musste man die Arbeit in Feld und Reben dauernd unterbrechen. Dabei lag es doch im Interesse der Öffentlichkeit, dass sich der Arbeitslose mit Landwirtschaft und Rebbau als Selbstversorger möglichst ohne fremde Hilfe durchbrachte. Manchmal wurde man auch zu Arbeitseinsätzen eingeteilt, ohne lange gefragt zu werden, ob es einem passe. Ich musste beispielsweise bei der Kanalisierung des Feihalterbaches und bei Waldarbeiten mithelfen. Im Winter 1939/40 erlitt ich beim Baumfällen einen schweren Unfall, der mich beinahe ein Bein gekostet hätte. Ein Mitglied unserer Holzrequisie rutschte auf dem gefrorenen Boden aus, und sein Axthieb traf nicht den Baumstamm, sondern mein Knie. Anfänglich wurde sogar eine Amputation in Erwägung gezogen, doch Dr. Heer, der angesehene Chirurg, vermochte mich während eines langen Spitalaufenthaltes in Laufenburg mit grossem Einsatz wiederherzustellen. Später war mir die erlittene Verletzung beim Sport allerdings manchmal hinderlich. Wenn ich die Behandlung der heutigen Arbeitslosen mit meinen eigenen

Erfahrungen vergleiche, finde ich schon, dass das Pendel stark von einem Extrem ins andere ausgeschlagen hat.

Mit dem bescheidenen Fabrikarbeiterlohn allein vermochte man eine Grossfamilie wohl kaum zu ernähren. Wie konnte man trotzdem überleben?

Wir hatten das Glück, im grosselterlichen Haus leben zu können, ohne Miete bezahlen zu müssen. Im oberen Stock wohnten meine Grosseltern mit den zwei ledig gebliebenen Geschwistern meines Vaters. Wir lebten auf engstem Raum im Erdgeschoss in damals nicht aussergewöhnlichen, aber nach heutigen Ansprüchen völlig unzumutbaren Verhältnissen. Von der Haustüre (siehe Foto) führte ein Gang

Abb. 6
Das 1977 abgebrochene Wohnhaus der Ziegelei-
arbeiterfamilie Schmid
im «Rank» (Ein-
mündung Bahnhof-
strasse/Haupt-
strasse) anno 1913.
Die Hauptstrasse
war damals noch
nicht geteert, so
dass die Geranien
oft von einer dicken
Staubschicht be-
freit werden mussten

42



6



Abb. 7
Der hochbetagte
Ziegler Josef Anton
Schmid mit seiner
Gattin Ida vor dem
Scheunentor in
Richtung Bahnhof-
strasse

7

geradeaus zur Küche, dahinter befand sich die Scheune. Hinter dem Fenster neben der Türe lag die Stube, links davon das Elternzimmer, in dem auch die jüngsten Geschwister schliefen. Durch dieses Zimmer hindurch gelangte man in die hintere Kammer mit mehreren eng gestellten Betten, die allen anderen Kindern als Schlafraum diente. Trotzdem sind wir gesunde Erwachsene geworden, und meine Geschwister haben mit einer Ausnahme alle die Bezirksschule besucht, obwohl sich mein Vater als Schulpflegemmitglied von akademischer Seite sagen lassen musste, Arbeiterkinder hätten dort eigentlich nichts zu suchen. Meine eigenen Bezirksschul-Erfahrungen beschränkten sich auf ein halbes Jahr, weil mir die gemeinsame Arbeit mit dem Grossvater in der freien Natur viel näher lag als das Lernen.

Damit kommen wir zum hohen Selbstversorgungsgrad, der für Arbeiterfamilien lebensnotwendig war. Wie hat man sich in dieser Beziehung beholfen?

Im Stall standen stets bis zu vier Geissen, die uns Milch und Anken lieferten. Ferner hielten wir zwei Schweine, die man beim Metzgen so zerschnitt und bearbeitete, dass das Fleisch möglichst lange haltbar blieb. Es wurde im Keller in einer «Büttene» gebeizt und dann über dem Feuerherd geräuchert. Für die Beize verwendete man wildwachsende Gewürze aus Feld und Wald. Meine Grossmutter kehrte nie von der Feldarbeit zurück, ohne eine Schürze voll Gewürzpflanzen mitzubringen, die sie im Estrich ausbreitete. Die Blut- und Leberwürste blieben bis zu zwei Wochen geniessbar, wenn man sie im Keller auf Stroh lagerte. Zur Ergänzung des Speisezettels hielt ich zeitlebens bis zu 100 Kaninchen und lernte schon als Knabe, wie man sie fachgerecht metzgen musste.

Hauptnahrungsmittel waren aber Kartoffeln und Gemüse, die wir in riesigen Mengen auf unserem Acker im Langen-

feld anbauten. Kabis, Kohl, Blumenkohl und Rüben wurden in vielen Fuhren mit unserem Zweiräder-Karren nach Hause geschafft und im Garten hinter dem Haus eingegraben. Die mit dem Spaten ausgehobenen Gräben kleidete man mit dürrer Laub, Stroh und Zeitungspapier aus. Beigemischte Blätter von Nussbäumen halfen, Mäuse von den Vorräten fernzuhalten. Dann deponierte man das Gemüse mit den Storzen nach oben, legte Zeitungen und ein Brett darüber und bedeckte das Ganze mit Humus. So blieb das Gemüse einwandfrei frisch. Bei den Früchten zeigte sich besonders ausgeprägt, dass man damals im Einklang mit der Natur lebte und sich ihr anzupassen verstand. Wir hatten etwas Mattland im Sulzrain, im Grabacker und in der Racht, denn wir brauchten nebst den Runkeln auch Gras und Heu für die Tiere. Vom Grabacker versorgten uns ein früher, ein mittlerer und ein später Kirschbaum über lange Zeit mit den süßen Früchten. In der Racht standen zwei Äpfel- und ein Birnbaum, die unsere Mostlieferanten waren. Den Weinbedarf deckten wir aus den eigenen Reben im Stellhammer, oberhalb der Gipsgrube. Auf dem Sulzrain schliesslich standen fünf Bäume mit Petersäpfeln, die auf dem Estrich, in dichtem Stroh gelagert, ganzjährig haltbar blieben. Wir hatten auch Mistäpfel, die wir als Schnitze zusammen mit den Zwetschgen in der Ziegelei dörnten. Als Schüler haben wir unseren Vater in der Erntezeit morgens um vier Uhr oft zur Arbeit begleitet und dann zusammen mit der Mutter Ähren aufgelesen. Anfang Winter wurde gedroschen und die Spreu mit der «Rändle» von den Kernen getrennt. Die Strohhallen wurden als Wärmeschutz um den Geissenstall aufgeschichtet, damit es den Tieren nicht erging wie dem Zuchtbock des «Inseli-Puurs», der in einem strengen Winter erfrieren musste. Die Kernen wurden in Säcken gelagert und nach Bedarf in die Mühle gebracht. Immer am Freitag wurde in der Wohnung der Grosseltern

gebacken, zuerst das Brot, dann mit der Restwärme noch die Wähen. Weil wir kein Holzland besaßen, sammelten wir aus Spargründen oft Brennholz im Wald. Holz war Mangelware, und man durfte nur soviel zusammenlesen, wie man von Hand mitzutragen vermochte. Wer mit einem Gertel erwischt wurde, musste mit einer Strafe wegen Waldfrevels rechnen. Als ich im Frühling 1935 einen abgedorrten Stockausschlag einer Esche abhieb, wurde ich von weitem von einer Personengruppe mit Feldstechern beobachtet, zu der auch Polizist Räber und Bannwart Erb gehörten. An Flucht war nicht zu denken, weil ich von einem kleinen Bruder begleitet war. Ich musste das Holz liegenlassen und wurde zur nächsten Gemeinderatssitzung ins alte Gemeindehaus am Widenplatz vorgeladen. Der Ortspolizist war in Uniform dort, und ich erinnere mich sehr wohl, wie mir die Leviten verlesen wurden und einzig Dr. Schmid zu meinen



Abb. 8
Znünipause der
Geschwister
Schmid beim
«Herbsten» (Trau-
benlese) 1946 in
den Reben ober-
halb der Gipsgrube



Abb. 9
 Die Grossfamilie
 Schmid in wirt-
 schaftlich besseren
 Zeiten um 1950:
 Josef und Adele
 Schmid-Fischer,
 umgeben
 von ihren Kindern
 Adele (1926),
 Hedwig (1923),
 Bernhard (1925),
 dahinter
 Anton (1935),
 Walter (1919),
 Josef (1918),
 Arnold (1920–1986),
 Alfons (1917–1993),
 Paul (1929),
 Bertha (1922)
 und Heinrich (1931)

Gunsten Stellung nahm. Schliesslich wurde ich zu einer Busse von fünf Franken verurteilt. Das war viel Geld in der damaligen Zeit.

Du hast Dir nicht nur Bussen eingehandelt, sondern schon als Schüler mitgeholfen, das schmale Familienbudget aufzubessern. Wie?

Da gab es viele Möglichkeiten. Mit einigen meiner Brüder betätigte ich mich als Feldmauser. Schon zu meiner Schulzeit erhielt man 30 Rappen für eine Maus. Manchmal konnten meine Eltern mit dem Mäusegeld die Steuern bezahlen, und es blieb obendrein noch etwas für den Lebensunterhalt übrig. Gelegentlich stellten wir unsere Fallen auch auf fremdem Gebiet. Einmal, an einem Wendelini, dem Gipf-Oberfricker Feiertag, wurden wir in der Gruhalde erwischt. Mein Bruder Arnold konnte die Fallen retten, währenddem ich uns die jugendlichen Angreifer mit einem Stecken vom Leibe hielt und dabei dem späteren Gemeindeammann Adolf Suter die Uhr zerschlug.

Willkommen waren auch Transportaufträge, die wir für Weinhändler Max Marti nach Oeschgen ausführen durften. «Schwanen»-Wirt Booz bezog in der Regel wöchentlich ein Quantum Wein, das ich ihm in Begleitung eines Bruders mit dem Leiterwagen brachte. Nach einer Schlägerei mit Oeschger Jugendlichen an einer Springkonkurrenz in Frick war es längere Zeit keine Selbstverständlichkeit, dass die Ware unbeschadet am Ziel eintraf. Bei der Rückkehr wurden wir mit einem Weggen und einem halben Dreispitz-Käslein belohnt. Ferner erhielten wir Rabattmarken, die man in ein Büchlein einkleben und, wenn es voll war, gegen Geld einlösen konnte.

Etwas Sackgeld verdienten wir uns jeweils auch von zwei Zürcher Ärzten, denen wir beim Einsammeln von Blutegeln halfen. Von der Mühlegasse her floss damals ein Bächlein, das sich bei der Unterquerung der Hauptstrasse

verzweigte. Der eine Ausgang lag beim Kornhaus, der andere unterhalb des Bauernhauses Suter. In diesem stillgelegten Kanal entlang der alten Römerstrasse, mit dem früher das Fabrikareal «Martigut» bewässert worden war, tummelten sich Tausende von Kröten, Fröschen und Blutegeln. Wenn das Wasserrad beim Marmorwerk an der Mühlegasse gereinigt oder ausgebessert werden musste, wurde das Bächlein ausgefischt. Bis die Fischer nach dem Schliessen des Schiebers von der Gipf her eingetroffen waren, hatten wir uns unter der Hauptstrasse hindurch beim Wasserrad längst ein paar Forellen «gesichert». Die besten Forellen



Abb. 10
Josef Schmid,
als Oberturner
um 1920

fang man allerdings im Seckenbergbächlein, obwohl sie dort nicht so gross waren. Mit etwas Übung erwischte man die Fische von blosser Hand.

Als Einnahmequelle ganz besonderer Art schätzten wir auch die Markttage, an denen wir schon beim Eintreffen der ersten Züge auf die Händler warteten, die meist mit der Bahn anreisten. Mit Handwagen beförderten wir ihre Waren zu den Ständen ins Mitteldorf und kassierten je nach Gewicht, Stückzahl oder gutem Willen des Marktfahrers 10 bis 50 Rappen für eine Fuhre. Wer den Verlockungen des Marktangebotes zu widerstehen vermochte, konnte dann an guten Tagen ein Sackgeld von zwei bis drei Franken erwirtschaften. Die Freude an diesem Privatvermögen war allerdings oft nur von kurzer Dauer, weil es bei finanziellen Engpässen der Haushaltskasse geopfert werden musste.

Der Sport war Deine wichtigste Freizeitbeschäftigung. Wie kam es dazu?

Ja, wir waren eine sportbegeisterte Familie. Mein Vater trat früh dem 1909 gegründeten Turnverein bei und feierte schon 1911 mit 16 Jahren den ersten Turnfestsieg. Von 1914 bis 1926 war er Oberturner und gewann als Kunstturner mehrere fricktalische und kantonale Turnfeste. Später freute er sich zwar an den leichtathletischen Erfolgen seiner Söhne, konnte es aber nie verwinden, dass keiner einen anständigen Handstand am Barren zustande brachte.

Ich selbst fühlte mich schon in der Jugendzeit zum Schiessport hingezogen, konnte mir diesen aber aus finanziellen Gründen nicht leisten. Oft fieberte ich an Geländeläufen nur als Zuschauer mit, weil ich das Startgeld nicht aufbringen konnte. Zum ersten Mal klappte es 1935 in Wil dank der Unterstützung des Fabrikanten Jakob Ströbel. Er war ein grosser Förderer des Turnvereins und brachte viele gute Sportler nach Frick. Als hageres Bürschchen in zerschlissener Turnhose wurde ich von der Konkurrenz erst zur

Kenntnis genommen, als ich im weit über 100 Läufer zählenden Teilnehmerfeld den zweiten Rang erkämpft hatte. Etwas später erzielte ich in Turnschuhen die schweizerisch drittbeste Zeit der Junioren über 3000 Meter, obwohl ich zuvor noch nie eine Aschenbahn gesehen hatte. Von da an ging es aufwärts, und ich gewann im Verlauf der Jahre insgesamt 96 Rennen.

In welchen Disziplinen warst Du besonders erfolgreich?

Ich habe überall Spitzenklassierungen erreicht und dabei aus heutiger Sicht meine Kräfte verzettelt, weil ich Gelände-, Bahn-, Marathon- und Waffenläufe absolvierte, aber oft auch zugunsten von Wettkampfeinsätzen mit dem Turnverein Frick auf wichtige Startmöglichkeiten verzichten musste. So gesehen war die Zugehörigkeit zu einem damals zwar erfolgreichen, aber doch kleinen Verein nachteilig. Die jährlich einmalige Vergünstigung bezog ich stets mit dem Gratisbillett für das Rennen Murten–Freiburg. Zur Schonung der Vereinskasse fuhr ich jeweils mit dem Velo bis nach Aarau. Auch zu den Basler Geländeläufen, die ich in Serie gewann, trat ich aus Kostengründen manchmal mit dem alten Militärrad an. Einmal raste ich während eines Turnfestes zwischen zwei Stafetten-Einsätzen von Baden nach Neuenhof, gewann dort den Geländelauf und war rechtzeitig zurück bei meinen Teamkollegen. Müdigkeit war damals ein Fremdwort für mich.

Kamst Du auch zu Einsätzen mit der Nationalmannschaft?

Ja, aber nicht sehr häufig. Weil das Geld fehlte, verzichtete die Schweiz manchmal auf die Teilnahme an internationalen Wettkämpfen. Während der Kriegsjahre war in dieser Hinsicht sowieso nicht viel los. Dazu kam noch persönliches Pech: Vor der Junioren-Europameisterschaft hatte ich eine Blinddarmentzündung, und während der Olympiade 1948 war ich verletzt. Als Mitglied der Nationalmannschaft wurde ich erstmals 1943 beim Länderkampf Schweiz–



11



12

Abb. 11
 Alfons Schmid
 (Nr. 80), im Fricktal
 als «der Läufer»
 bekannt, führt mit
 dem Glarner
 Kaspar Schiesser
 vor dem Zürcher
 Karl Keller einen
 Strassenlauf
 in Oerlikon an

Abb. 12
 Am Ziel des
 43,8 km langen
 Frauenfelder
 Waffenlaufes im
 Kriegsjahr 1944:
 General Guisan
 im Gespräch mit
 Alfons Schmid
 (sitzend)

Abb. 13
Spitzengruppe am
Marathonlauf von
Kosiče 1948:
Der schwedische
Sieger
Leandersson zwi-
schen Alfons
Schmid (links)
und dem öster-
reichischen
Meister Wagner,
gefolgt vom Finnen
Laine und dem
Dänen Larsen

Ungarn in Basel eingesetzt. Mit Rekordhalter Ernst Sandmeier musste ich im 10 000-Meter-Lauf gegen den Jahresweltbesten Szilagy und seinen ebenfalls hervorragenden Landsmann Kélen antreten. Als schlechterer Bahnläufer fiel mir die undankbare Aufgabe zu, während der ersten Runden als «Hase» Führungsarbeit in einem vorgegebenen Tempo zu leisten. Sandmeier verbesserte damals seinen Schweizer Rekord deutlich um 41 Sekunden und lag dann nur noch knapp über 32 Minuten. Bei vier Rekordläufen belegte ich hinter ihm den zweiten Platz. Meine grössten Erfolge fielen ins Jahr 1948. Damals wurde ich als einziger Schweizer zu einem der bestbesetzten Marathon-Läufe in die Tschechoslowakei entsandt. Kurz vorher hatte ich den Reinacher Waffenlauf über 33 Kilometer in

neuer Rekordzeit gewonnen und mit dem Maximum im anschliessenden Schiessen und nur einem Fehler im Handgranatenwerfen eine Punktzahl erreicht, die nach damaligem Austragungsmodus nie mehr übertroffen wurde. Ich fühlte mich in der Form des Lebens, als ich die Reise in die Tschechoslowakei antrat.

Wie reiste man damals, und wie war die Betreuung sichergestellt?

Die Schweiz hätte eine Mannschaft von drei Marathon-Läufern delegieren können. Dann wären wir mit der Bahn gereist. Beschränkte man sich auf einen Athleten, kam der Veranstalter für den Flug auf. Also flog ich ganz auf mich allein gestellt von Dübendorf nach Prag und reiste mit dem Zug weiter in die Militärstadt Kosiče. Obwohl die Armut nach dem Krieg offenkundig war, scheuten die Veranstalter keinen Aufwand. Um jeden Läufer kümmerte sich eine offizielle Begleitperson. In meinem Fall war es eine Eiskunstläuferin aus der tschechischen Nationalmannschaft. Präsident des Organisationskomitees war übrigens ein Ingenieur, der an der ETH Zürich studiert hatte. Bei den Wettkampfvorbereitungen spürte ich einen leichten Schmerz im verletzten Knie, mass diesem aber keine Bedeutung zu und war überzeugt, im Weltklassefeld der 129 Athleten aus 21 Staaten den Schweizer Rekord verbessern zu können. Vor einer imposanten Zuschauerkulisse am tschechischen Nationalfeiertag mochte ich lange an der Spitze mitzuhalten. Zunehmende Schmerzen zwangen mich aber bei Kilometer 37 zur Aufgabe, weil ich das Knie nicht mehr bewegen konnte. Nach diesen bittersten Minuten meiner langen Sportlerkarriere wurde ich sofort ins Militärspital eingeliefert und einer hervorragenden ärztlichen Behandlung unterzogen. Wenige Tage später konnte ich bereits wieder beschwerdefrei am Prager Strassenlauf teilnehmen, den der legendäre Emil Zatopek zwar gewann,



als Gastgeber jedoch ausser Konkurrenz bestritt. Offizieller Sieger war wiederum der Schwede Leandersson. Als Viertklassierter wurde ich mit der vielbejubelten Kutschenfahrt des Siegerquartetts und einem glänzenden Empfang für das vorherige Pech entschädigt. 1950 zog ich mich nach Siegen am Wiener Strassenlauf und an der Geländelauf-Schweizer-Meisterschaft in St. Immer vom Spitzensport zurück.

Wie hat man damals trainiert? War Doping auch schon ein Thema?

Bei uns herrschte die Auffassung, ein Langstreckler müsse im Training möglichst viele Kilometer in sich hineinstampfen und stets über die volle Distanz laufen. Ich staunte deshalb nicht schlecht, als mir der Ungare Szilaghy 1943 seinen Trainingsplan aufzeichnete. Er legte wöchentlich viele Kurz- und Mittelstreckendistanzen zurück, lief aber nie weiter als 3000 Meter. Dass man sich damit auf 10 000-Meter-Läufe vorbereiten konnte, wollte mir nicht in den Kopf. Da waren uns die Oststaaten um Jahre voraus, bis durch die Sportschule Magglingen auch bei uns modernere Trainingsmethoden Einzug hielten.

Mit einem Aufputzmittel kam ich durch «Storchen-Karli», einen weitherum bekannten Fricker Apotheker, in Berührung. Er stellte allerlei Mixturen her und pries mir leistungssteigernde Tabletten an, von denen ich vor dem Start zwei Stück einnehmen sollte. Statt mit ihrer Hilfe auf der Basler Aschenbahn den erhofften 60. Sieg zu feiern, machte ich auf halber Distanz rechtsumkehrt und rannte benommen in die Gegenrichtung. Das war meine erste und zugleich letzte Dopingsünde.

Heinz A. Schmid